

# TAGUNG „ZEIT. ZUR TEMPORALITÄT VON KULTUR“

43. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft, 4.-7. April 2022, Regensburg

Wie die Mehrzahl der Fachveranstaltungen in den vergangenen zwei Jahren stand auch der 43. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (ehemals Deutsche Gesellschaft für Volkskunde) in Regensburg unter dem Vorzeichen der Corona-Pandemie. Nachdem das turnusmäßige Tagungsdatum vom September 2021 nicht gehalten werden konnte und – in der Hoffnung auf eine dann mögliche Präsenzveranstaltung – eine Verschiebung auf den April 2022 erfolgt war, musste der Kongress aufgrund der stark angestiegenen Inzidenzzahlen digital stattfinden. Diese Tatsache, ebenso wie der im Februar 2022 erfolgte Überfall Russlands auf die Ukraine und die dadurch hervorgerufene globale Krise, bestimmten in einigen Fällen die Inhalte, mehr noch aber die Stimmungslage und Kommunikation des Kongresses. Kurzfristig hatte die DGEKW-Kommission „Europäisierung\_Globalisierung: Ethnografien des Politischen“ am Abend des ersten Kongresstages eine Roundtable-Diskussion zu „Violence, Resistance, Displacement – War in Ukraine“ organisiert. In der Kongressbilanz markierte Johanna Rolshoven einen fortbestehenden Bedarf an der Auseinandersetzung mit dem kolonialen Verhältnis Europas zur Ukraine, das nicht zuletzt auch Ursprünge in der NS-Volkskunde habe. Dass darüber hinaus die Veranstaltung der erste Kongress nach der im Herbst 2021 erfolgten Umbenennung des Fachverbandes in Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW) war, stellte angesichts dessen beinahe eine Randnotiz dar.

Nach der Eröffnung durch den DGEKW-Vorsitzenden *Markus Tauschek* (Freiburg), den Universitätspräsidenten *Udo Hebel* (Regensburg) und dem Inhaber des gastgebenden Lehrstuhls für Vergleichende Kulturwissenschaft, *Daniel Drascek* (Regensburg), widmete sich der Eröffnungsvortrag von Drascek dem Kongressthema der Temporalität von Kultur. Vor über 300 Zuhörer:innen schlug der Vortragende einen weiten historischen Bogen von der frühen Neuzeit bis in die Gegenwart und illustrierte zahlreiche Aspekte von Zeit und Zeitordnungen als Grundlage menschlichen Handelns. So habe sich das Zeitverständnis ebenso verändert wie die temporalen Konstruktionsleistungen, die der Kultur in mannigfacher Weise eingeschrieben seien. Die Transformationen der Zeitmessung, der Übergang von einem zyklischen zu einem linearen Verständnis zeitli-

cher Verläufe und nicht zuletzt die damit verschränkten gesellschaftlichen Brüche und Veränderungen der Herrschaftsverhältnisse machten das Gewicht des Themas und seine bleibende Aktualität deutlich. Auch die Fachgeschichte der Volkskunde/Empirischen Kulturwissenschaft sei mit diesem Prozess verknüpft: Die Konzentration auf die im historischen Verlauf zu verzeichnenden „Verluste“ und „Relikte“ verschwindender Kulturpraktiken, die Beschwörung zeitloser oder vorzeitlicher Mythen und die Entzeitlichung und Entkontextualisierung von Kultur hätten die Frühphase der wissenschaftlichen Entwicklung bestimmt und letztlich in eine epistemologische und (wissenschafts-)politische Sackgasse geführt. Die konsequente Rückbindung von Kultur an die jeweiligen Zeitkontexte sei daher nach 1945 unabdingbar gewesen. Heute bestimmten Tendenzen der Enttraditionalisierung und die Auflösung geteilter Sinnhorizonte die Gesellschaft, während Themen wie Beschleunigung, temporale Selbstoptimierung und fragmentiertes Erinnern an Bedeutung gewonnen hätten; Zeit wird vor allem als Zeitproblem(atik) wahrgenommen. Hier werde die Zeitkulturforschung auch zukünftig vielfache Anknüpfungspunkte finden.

Im zweiten Plenarvortrag widmete sich *Silvy Chakkalakal* (Berlin) dem „Noch-Nicht“ in der Kulturanalyse und entwarf dabei eine Zahl von Forschungsfragen, die sich der Zukunft und dem Spekulativen als diskursivem Konstrukt näherten. Spekulation, so die These, bestimme die Gegenwart, seien doch Vermutungen über das Kommende und Ängste angesichts der Unsicherheit von Zukunft und krisenhafter Gegenwartserfahrungen verbreitet. Über die epistemologische Verknüpfung von Zeit, populärer Kultur, Literatur und Kulturtheorie sei es möglich, das Spekulative in Anlehnung an Norbert Elias als soziale Figuration zu begreifen. Die Kulturanthropologie nähere sich derzeit insofern einem *speculative turn*, als sie Antizipation und Spekulation in der Kulturanalyse der Gegenwart zunehmend berücksichtige. Das Fach könne etwa „Kultur als spekulatives Archiv“ betrachten und sich damit neuen temporalen Verortungen kultureller Praxen zuwenden.

Der Nachmittag des ersten Kongresstages wurde durch die Sektionen zu „Zeitordnung und Zeitwissen“ sowie „Zeit nutzen“ gestaltet. In der dritten Sektion referierte *Inga Wilke* (Freiburg) zunächst über ihre Forschungen zur Muße als alternativem Zeitregime. Ihre Untersuchungen zu Achtsamkeits- und Mußekursen und deren Teilnehmer:innen haben ergeben, dass die dort vorgegebene zeitliche Strukturierung zwischen angeleiteten und nicht-angeleiteten Phasen changiere, also Muße als sinnhaft markierte, zeitlich abgegrenzte Praktik erzeuge. Die Kurse sollen es den Teilnehmer:innen ermöglichen, freie Zeit „richtig“ zu nutzen, was kulturelle Normierungen derselben zur Folge habe. Eine Untersuchung zum Umgang mit Muße könne daher gegenwartsdiagnostisch verwendet werden.

*Helen Franziska Veit* (Tübingen) befasste sich mit „Fuckup-Events“ als öffentlichem Format zur Darstellung und Bewältigung persönlichen Scheiterns und dem damit verbundenen Zeitregime. Das Bekennen des (beruflichen oder privaten) individuellen Scheiterns vor einem Publikum solle zur Enttabuisierung und Bekämpfung von Scham beitragen und eine emotionale Distanz herstellen. Die zeitlich komprimierte Zurschaustellung habe die Funktion einer Therapie im Schnelldurchlauf – das Scheitern solle schnell und sicher bewältigt werden, um eine ebenso schnelle Rückkehr zum Erfolg zu

ermöglichen. Die Events seien daher so gestaltet, dass eine dauerhafte Erfahrung des Misserfolgs ausgeschlossen werde; das agile ‚mindset‘ der Teilnehmer:innen beinhalte das Versprechen, am Ende wieder in die Erfolgsspur zurückzufinden.

Im letzten Vortrag der Sektion sprach *Sibylle Künzler* (Basel) über Temporalitäten und Rhythmisierungen des kulturwissenschaftlichen Lehrens und Lernens. Hochschulseminare besäßen eine besondere Temporalität, durch die Lernprozesse rhythmisiert würden; zugleich verlagerten sich dieselben jedoch auch in weniger strukturierte (Zeit-) Räume – gerade eine Alltagswissenschaft wie die Empirische Kulturwissenschaft werde außerhalb der Uni gelernt. Diverse Zeitstrukturen wie die Semesteraufteilung, Feiertage, der studentische ‚life cycle‘ usw. bestimmten universitäres Lehren und Lernen und prägten entsprechend die Erfahrungshorizonte der Student:innen. Nicht zuletzt die jüngsten coronabedingten Umstellungen zur digitalen Lehre hätten das Lehren/Lernen und seine raumzeitliche Dimension stark verändert.

Der zweite Kongresstag wurde von dem Panel B „Fixieren, animieren, kontrollieren. Temporale Ordnungen in Fotografie und Film“, moderiert und eingeführt von *Stefanie Mallon* (Göttingen), eröffnet. Für visuelle Medien ist der Faktor Zeit wesentliches Element; nicht nur im Sinne der Aufnahme- und Belichtungszeit, sondern auch hinsichtlich einer Bewahrungs- und Erinnerungszeit. Foto und Film scheinen ihre Inhalte über den Zeitpunkt ihrer Entstehung hinaus zu konservieren, werden Medium der Erinnerung und periodischer Differenzierungen. In seinem Vortrag „Zwischen Leben und Tod. Zur Konstruktion temporaler Ordnungen von Fotografien und Film“ ging *Torsten Näser* (Göttingen) der Frage nach, wie Film und Foto trotz der augenfälligen Ähnlichkeiten unterschiedliche Zeitordnungen schaffen. Der Film wird durch seinen ephemeren Charakter häufig mit dem Leben assoziiert, während die Fotografie die Zeit zu balsamieren scheint. Anhand unterschiedlicher Filmbeispiele erläuterte Näser, wie die Autor:innen Fotografien nutzen, um über die temporale Ordnung des filmischen Universums hinzuweisen. Durch ihre Einbettung in die filmische Szenerie, die nachträgliche Integration während der Postproduktion oder auch ihre Thematisierung über die Tonspur ermöglicht die Verwendung der Fotografie eine gleichzeitige Betrachtung unterschiedlicher zeitlicher Ebenen. Die Unterscheidung von Leben und Tod in Film und Fotografie sei somit in erster Linie ein technische, werde aber durch die Wahrnehmung der Medien im Sinne von Bewegung und Stillstand zusätzlich untermauert.

Um überhaupt zur Darstellung von Zeitlichkeit genutzt werden zu können, bedürfen Fotografien der Aufbewahrung bzw. Archivierung. Dass dies nicht nur eine Frage institutionalisierter Archive ist, wurde von *Nadine Kulbe* (Dresden) während ihrer Forschungen zum Amateurfotoclub Freiburger Fotofreunde beobachtet. Die Mitglieder des Clubs kümmern sich selbst um das von ihnen produzierte Material, welches sie in mehr oder weniger umfangreichen Konvoluten in ihren privaten Wohnhäusern aufbewahren. Auf Basis von Interviews kam Kulbe zu dem Schluss, dass der zentrale Aspekt der archivari-schen Arbeit die Beherrschung der Masse an Fotoabzügen, Negativen, Dia-Positiven und Digitalfotografien darstelle. Der Prozess der Auswahl und Ordnung zieht sich laut Aussagen der Interviewpartner:innen oft über mehrere Jahre und wird vor allem durch die Ressourcen Zeit, Geld und Platz determiniert. Die Mitglieder betrachteten den archivari-schen Prozess häufig als Teil ihrer fotografischen Arbeit, indem das Erhalten als eine Art

Tradition angesehen werde. Bei der privaten Unterbringung der fotografischen Bestände handele es sich somit in erster Linie um Arbeitsarchive.

Den Abschluss des Panels bildete der Vortrag von *Alexa Färber* (Wien), in dem sie die Frage aufwarf, inwiefern Zeitlichkeit als Frage der multimodalen Verworrenheit von Fotografie und Film zu betrachten sei. Am Beispiel des installativen Archivs „Re-Prises: faire exister une archive visuelle de trente ans avec ses photographes“ erläuterte Färber anschaulich, wie die unterschiedlichen Sammlungsobjekte mittels ihrer jeweils spezifischen Materialität und Bearbeitungsformen gegen die grundsätzliche Vergänglichkeit des Archivs arbeiten. Die Website des installativen Archivs, dessen Sammlungsobjekte sich aus Diashow/Bildschirmen, Fotoausdrucken/Archivmöbelstücken, Textpanels und Filmprojektionen zusammensetzen, stellt einen Versuch dar, diese Ausstellungskonzeptionen zu verdauern. Jedoch ist es nicht die Website, welche die Dauerhaftigkeit der Inhalte garantiert, sondern es sind die Medien selbst. Fotografie und Film sind dabei unterschiedlich stark miteinander verwoben. Multimodales Arbeiten zielt insofern auf den Moment der Entflechtung der verschiedenen Medien und ermöglicht damit Einblicke in die unterschiedlichen Zeitlichkeiten, also auch die Reflexion auf multidisziplinäres Arbeiten.

Die sich anschließende Sektion „Transformationen|Umbrüche|Krisen“, eingeleitet und moderiert von *Regina Römhild* (Berlin), beschäftigte sich mit der Gleichzeitigkeit von Krisen, beispielsweise den parallel stattfindenden Ereignissen Corona-Pandemie, Klimawandel und Ukraine-Krieg. Trotz unterschiedlicher Auswirkungen auf Politik, Gesellschaft und Alltag verbindet sie doch, dass ihre Erzählungen Narrationen der Gegenwart darstellen.

Ausgehend von der These, dass sich der Transformationsprozess in der Montanregion Lausitz mit dem Ende der Braunkohleförderung auf deutscher und polnischer Seite in unterschiedlichen Geschwindigkeiten vollziehe, etablierte *Katharina Schuchardt* (Dresden) Zeitlichkeit als eine mögliche Analysekategorie für den Strukturwandel. Der Vortrag diskutierte, wie Zeit jeweils verhandelt wird, welche (zeitlichen) Perspektiven für die Region entworfen werden und ob durch den unterschiedlichen Umgang mit Temporalität nicht neue Grenzen in einer Grenzregion entstehen. Schuchardt definierte dabei den Zeithorizont als eine Gleichzeitigkeit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit stark subjektiv geprägten Narrationen, was zu einer Vielzahl von Zukünften führt. Die Transformation als eine Art Zwischenzeit oder auch eine Zeit des Übergangs bildet insofern eine von außen initiierte strukturelle Ordnungserfahrung, welche die Kategorie Zeit um eine ordnende Dimension erweitert. Die Kontrolle über die Zeit kann somit als Machtinstrument begriffen werden, indem die Vergangenheit eine Konstante zur Gegenwart darstellt, die es zu überwinden gilt. Demgegenüber stehen individuelle Transformationserfahrungen der Bewohner:innen der Grenzregion: Auf beiden Seiten werden das Für und Wider der Förderung verhandelt, die Zukunftsperspektiven und Fortschrittseuphorien von Gemeinden, der Kampf gegen Umweltverschmutzung auf der einen und Arbeitsplätze, soziale Bindungen und Kollektivvorstellungen als Kohleregion auf der anderen Seite. Einer vermeintlich zukunftsorientierten Perspektive steht das Festhalten an der historischen Bedeutung der Kohleregion entgegen. Zeit wird zu einem Versprechen in beide Richtungen und zu einem Faktor zwischen Hoffnung, Perspektiven, Angst und Unsicherheit.

In ihrem Forschungsprojekt „Narratives of Time and Space“ beforscht *Sadhana Naithani* (Neu Dehli) die gegenwärtige Bedeutung von „Dorf“ und „Dorfleben“ in Deutschland. Anhand vier persönlicher Erzählungen von Bewohner:innen des Dorfes Reinhausen bei Göttingen rekonzeptualisierte Naithani Walter Benjamins Idee der Oral History und richtete sie auf die Konzipierung des Raums „Dorf“ in Vergangenheit und Gegenwart seit 1945 anhand erinnerungsbasierter Erzählungen durch die Anwohner:innen selbst. Der Vortrag betonte besonders den selektiven Aspekt der Narrationen, indem Krisen und Erschütterungen aus den Erzählungen ausgeklammert wurden.

Den Herausforderungen der Corona-Pandemie für die Museumslandschaft widmete sich der letzte Vortrag der Sektion. Die Kuratorinnen des Historischen Museums Frankfurt, *Nina Gorgus*, und des Badischen Landesmuseum in Karlsruhe, *Brigitte Heck*, berichteten über Neugestaltung und -bewertung routinierter Abläufe in der musealen Arbeit. Dabei rückten Techniken des gegenwartsbezogenen und partizipativen Sammelns im Sinne einer ‚shared responsibility‘ in den Fokus ihrer Arbeit. In der folgerichtigen Gestaltung des Vortrages als ein offenes Gesprächs- und Diskussionsformat mit parallel laufender, digitaler Umfrage verdeutlichten Gorgus und Heck den Prozess der Generierung von Erinnerungskultur. Durch partizipative Modelle, so die Kuratorinnen, ließe sich der Diskurs des „making of Kulturerbe“ öffnen und die musealen Sammlungen mit individueller Lebenserfahrung anreichern.

Der erste Plenarvortrag des Tages schloss thematisch an den Komplex der Krise an: *Alexandra Schwell* (Klagenfurt) widmete sich dem Konzept der Dringlichkeit als einer kulturellen und sozialen Praxis. In ihm seien zeitliche, appellative und krisenhafte Elemente eingeschrieben, die sich gegenseitig verstärkten; die Dringlichkeit eines Themas, wie Klimawandel oder Migrationspolitik, artikuliere sich stets in der Gegenwart, entwerfe aber gleichzeitig eine potenziell katastrophale Zukunft. Zeit werde in diesen Entwürfen nicht linear vorgestellt, sondern als beschleunigt; zudem werde das unumkehrbare Moment betont. Dringlichkeit als eine potenzielle Gefahr des Verlustes müsse emotional evoziert werden. Dringlichkeitspolitik sei ultimativ affektive Politik und wirke somit nur in Bezug auf den subjektiv beigemessenen Wert eines Gutes. Der Zusammenhang zwischen Dringlichkeit und dem bedrohten Gut sei jedoch nicht gegeben, sondern müsse bewusst hergestellt werden und sei somit hegemonial bestimmt. Schwell argumentierte weiter, dass Dringlichkeit ein „Controlling Process“ (Laura Nader) sei, „der den Habitus von Akteur:innen prägt und eine soziale Ordnung (re-)produziert.“<sup>1</sup> Als performative Praxis könne der Begriff aus einer kulturanthropologischen Perspektive betrachtet und kulturanalytisch nutzbar gemacht werden, da er gesellschaftliche und transnationale Ungleichheiten widerspiegele und auf Hierarchien und Asymmetrien innerhalb einer Gesellschaft verweise.

Über die (Wieder-)Verwendung des Begriffes ‚Interregnum‘ im gegenwartsanalytischen Kontext diskutierte *Moritz Ege* (Zürich) im zweiten Plenarvortrag. Er bezog sich dabei auf das von Antonio Gramsci in den 1920er-Jahren etablierte Verständnis einer

---

1 Alexandra Schwell, Dringlichkeit. Zur Kulturanalyse der Urgenz als performativer Praxis, auf: <https://www.dgek-w-kongress.de/abstracts/plenarvortragIII/> [Aufruf am 12.5.2022].

Zwischenzeit bzw. Übergangsphase, die eine Veränderung des Alten fordert und das Neue verspricht. Dabei folge der Begriff nicht zwangsläufig zeitlichen Periodisierungen im Sinne eines linearen Ablaufs, sondern sei vielmehr auch von temporalen Sentiments geformt. Ausgehend von den Protestbewegungen für und gegen Donald Trump im Kontext der letzten US-Präsidentschaftswahl führte Ege durch die verschiedenen Phasen des Interregnums: vom Bruch im Geschichtsverlauf über die Pathologien der Krise, der politischen Polarisierung bis zum Zerfall der (alten) kulturellen Hegemonien.

Den Abschluss des Tages bildete die Sektion „Zukunft imaginieren“, moderiert und eingeleitet von *Christine Schwab* (München). Basierend auf den Forschungen zu ihrem Dissertationsprojekt thematisierte *Sina Wohlgemuth* (Bonn) Aushandlungsprozesse zur Zukunftsgestaltung im ländlichen Raum. Sie stützte sich dabei einerseits auf qualitative Interviews und auf ihre Beobachtungen, die sie während der Durchführung des LEADER-Projektes machte. Ziel dieses Projektes „Hilfsnetzwerk“ sei es, den Folgen des demografischen Wandels entgegenzuwirken, indem sie versuchen, alternative Gemeinschaftsformen zu entwickeln. Wohlgemuth beschrieb die mitunter problematischen Auseinandersetzungen zwischen den hegemonial verordneten Regionalentwicklungsprogrammen und den alltäglichen Bedürfnissen der ländlichen Bevölkerung mit ihren jeweils unterschiedlichen Verständnissen und Bedürfnissen einer auf Zukunft ausgerichteten regionalen Entwicklung.

*Lukas Rödder* und *Dominik Seipel* (München) zeigten in ihrem Vortrag „Wie man das gute Leben‘ absichert. Über Zukunftsszenarien im Versicherungskontext“, wie Versicherungen eine bis dato unsichtbare Zukunft für ihre Zwecke nutzbar machen. Anhand einer ethnografischen Analyse von Textbausteinen, Bildern, Statistiken und Infografiken erläuterten die beiden Vortragenden, welche Inszenierungsstrategien genutzt werden, um einerseits ein Risikobewusstsein für den potenziellen Verlust einer imaginierten Zukunft zu schaffen und andererseits Vertrauen in die Versicherung zu generieren, diesen möglichen Verlust zu minimieren. Die zu diesem Zweck genutzten Materialien geben zudem Aufschluss darüber, welche Vorstellungen eines „guten Lebens“ gesamtgesellschaftlich vorherrschend sind.

Die Sektion „ZeitRäume“ fokussierte zu Beginn des dritten Kongresstages mit drei Beiträgen, wie Räume und ihre Temporalitäten in Zusammenhang stehen. Besonders die Idee des Anthropozäns sei hier oft wissenschaftlicher Referenzpunkt, wie der Moderator *Konrad Kuhn* (Innsbruck) erläuterte.

*Tobias Scheidegger* (Zürich) nahm dazu in seinem Beitrag über Zürich als spätmoderne Stadt Bezug. Er sprach über „urbane Naturen und die Neuverhandlung des Städtischen“ anhand der lokalen Diskussion über den ‚richtigen‘ Umgang mit Neophyten. *Scheidegger* unterschied zwischen vergangenheitsorientierten und zukunftsorientierten Sichtweisen auf nicht-endemische und endemische Pflanzen. Denn nicht nur die Definition von Neophyten als „nach 1492 eingeführt“ sei zeitgebunden, sondern auch die zu erwartende Stadtzukunft habe sich verändert. Es drohe nicht mehr die Zukunft einer grauen, sondern einer überhitzten Stadt. Eine Rückbindung an Werte wie Diversität in Bezug auf Neophyten sei hier genauso zu erkennen wie ein Wandel in deren Bewertung als nützlich. *Scheideggers* vorwiegend diskursanalytischer Zugang konnte an diesem Beispiel zeigen, wie sich Naturbilder seit den 1980er-Jahren genauso wie städtische Utopien und Dystopien ändern.

*Oliwia Murawskas* (Innsbruck) Beitrag stützte sich vor allem auf Vignetten ihrer Teilnehmenden Beobachtungen in der polnischen Region Kaschubei. *Murawska* rückte drei Dinge in der Landschaft in ihren Fokus, um sie unter einer posthumanistischen Perspektive auf ihre „Zeitigungen“ (Heidegger) zu befragen. Einen Hügel, der von einem Landwirt aufgeschichtet wird, einen Gletscherrandsee, der von Verschmutzung betroffen ist, und einen alten Feldweg, der durch Asphaltierung neue Bedeutung bekommt, betrachtete *Murawska* als „Gestelle“ (Heidegger), anhand derer sich Zeitbezüge für Menschen eröffneten. Die Landschaft wird so für *Murawska* zur Akteurin, die Zeitvorstellungen strukturiert. In der Diskussion wurde besonders der posthumanistische Ansatz thematisiert, der einerseits die Menschen zu dezentrieren versuche, andererseits aber die Gefahr mit sich bringe, Dinge zu anthropomorphisieren.

Der Beitrag von *Jens Adam* (Bremen) blieb nahe am Feld und widmete sich der ukrainischen Stadt Lviv. Laut Adam handelt es sich um eine „post-kosmopolitische Stadt“ (Humphrey/ Skvirskaja), die sich in der Transformation befindet. Adam führte zunächst kurz ein, dass auch Lviv massiv durch den Krieg betroffen sei und derzeit anstatt Tourist:innen nun besonders Binnengeflüchtete im städtischen Leben sichtbar seien. Adams Kernargument bezog sich auf die verschiedenen Zeitschichten, die sich in der Stadt abbilden, jedoch untereinander „entfügt“ scheinen. Die Hinterlassenschaften vorheriger Imperien, wie des Habsburgerreichs oder der Sowjetunion, seien ebenso präsent wie die fortschreitende Orientierung nach Westen in den letzten Jahrzehnten. Europa sei daher in Lviv ein Nicht-Mehr der habsburgischen Vergangenheit, sowie ein Noch-Nicht in Bezug auf die Zugehörigkeit zur EU. Was zu Europa hinzugehört und was nicht, wurde in der Folge auch verstärkt diskutiert, denn zum einen lasse sich auch die Sowjetgeschichte als Teil dessen lesen, andererseits habe sich durch den Krieg die Wahrnehmung der Ukraine als europäisches Land massiv gewandelt.

Auf eine Pause folgte der nächste Plenarvortrag des Kongresses. Unter dem Titel „Zeiten#wenden. Brauch als kultureller Taktgeber und kulturwissenschaftliches Konzept“ thematisierte *Gunther Hirschfelder* (Regensburg) ein klassisch volkskundliches Forschungsfeld, das jedoch nicht mehr en vogue sei. In Anbetracht von Säkularisierung, Deterritorialisierung, Globalisierung, Digitalisierung oder Lebensstilorientierung sei der Brauch möglicherweise vom Taktgeber zum Auslaufmodell geworden. Hirschfelders Frage war daher, was der Brauch im Alltagsleben noch leisten könne. Gleichfalls adressierte er die Fachgemeinschaft mit einem Plädoyer für eine neu perspektivierte Brauchforschung, die einen Blick auf den Zwischenraum von (idealtypisch) vormodernem Brauch und (spät)moderner Eventisierung werfen solle. Hirschfelder präsentierte vier Beispiele von Bräuchen, die auch noch in der postmodernen Welt von Bedeutung seien, z. T. den Eventisierungszenith überschritten hätten und in neuer Weise zurück zu einer gemeinschaftsstiftenden Funktion gefunden hätten: Das Wolfsauslassen, der Karneval, Bräuche der jüdischen Kultur und Bräuche bei Migrierten. Diese Bräuche seien noch immer lebendig, bestünden trotz hypermoralischer Ansprüche und könnten als wichtige Ankerwürfe bestimmter Gruppen gelten. Brauch solle somit eine wichtige Analysekategorie des Faches bleiben beziehungsweise unter aktuellen Vorzeichen wieder mehr in den Fokus rücken. In der Diskussion betonte Hirschfelder daher noch einmal, dass Forschende dabei auch gegenwärtige Transformationen mit einbeziehen müssten und

beispielsweise neue Nationalisierungsprozesse zu berücksichtigen seien. Dabei sei es aber wichtig, eine gewisse Forschungsdistanz zu wahren, denn Bräuche seien weder gut noch schlecht – Authentizität sei schließlich kein kulturwissenschaftlicher Begriff.

*Timo Heimerdinger* (Freiburg) schloss mit seinem Plenarvortrag „Zeitwohlstand – wenn weniger mehr ist“ an. Beginnend mit einem kurzen Exkurs zum Verzicht in Anbetracht des laufenden Ramadan sprach *Heimerdinger* über seine Forschung unter Minimalist:innen. Er teilte seinen Vortrag in die drei Teile „Das Konzept“, „Das Feld“ und „Dialektik des Verzichts“. Das Konzept des Zeitwohlstands kam in den 1980er-Jahren in den wissenschaftlichen Diskurs und ist nach Gerrit von Jorck durch fünf Aspekte geprägt: Angemessenes Tempo, Planbarkeit, Vereinbarkeit verschiedener Vorhaben, Souveränität in der Gestaltbarkeit sowie ausreichend freier Zeit. Ethnografisch näherte sich *Heimerdinger* diesem Thema über Stammtischgruppen, die Minimalismus als Lebensstil thematisieren. Die heterogenen Gruppen vereint die Überlegung, dass weniger Arbeit und der damit freiwillige Verzicht auf einen Teil des Einkommens mehr Zeitwohlstand bedeute. Ebenso teilten die Akteur:innen eine gesellschaftliche Mittellage und existenzielle Krisen in der Lebensgeschichte. Zeitwohlstand werde hier zu einer Chiffre für subjektives Kongruenzerleben. *Heimerdinger* folgerte aus seinen Daten, dass hier eine Dialektik vorliegt, bei der Zeit dann als Wohlstand wahrgenommen werden kann, wenn deren Spielräume nicht zu klein, aber auch nicht zu groß seien.

Auf die Mittagspause folgte das Panel „Zeitagentur (Freilicht-)Museum. Zeit | Sammeln | Präsentieren | Vermitteln“. Es vereinte fünf Perspektiven aus vier (Freilicht-)Museen auf die klassischen musealen Funktionen in Anbetracht des Handelns in der und der Interpretation von Zeit.

Unter dem Titel „Zeitmaschine Freilichtmuseum? Das Freilichtmuseum als Generator populärer Geschichtsbilder“ thematisierte *Michael Schimek* (Cloppenburg) das Freilichtmuseum als kulturelles Produkt der Jetzt-Zeit, in dem sich zwei Funktionen gegenüberstehen: Für Besucher:innen stünden Unterhaltung, Entspannung und Wohlempfinden im Vordergrund, während Museumsmacher:innen auch kritisch und präzise historische Zusammenhänge vermitteln möchten. *Schimek* präsentierte das Beispiel einer in Cloppenburg ausgestellten typischen Dorfdisco aus dem vergangenen Jahrhundert, welche ältere Besucher:innenkohorten oft noch aus ihrer Jugend kennen. Besonders im intergenerativen Austausch gebe es hier das Potenzial, Nostalgie als Anregung zur Auseinandersetzung mit der Gegenwart zu begreifen. Freilichtmuseen würden so zur Zeitmaschine einer Reise in die Gegenwart.

*Carsten Sobik* (Neu-Anspach) sprach über „Zeit-Systeme des Alltagsachkultur-Offierens an und des -Annehmens in (Freilicht-)Museen“. Er widmete sich dabei einem grundlegenden Teil der Museumarbeit im Austausch mit Dritten: Alltagskulturelle Objekte werden oft Museen offeriert und geschenkt. Die Motive und Erwartungen der Offerierenden veränderten sich dabei in den letzten 50 Jahren ebenso wie die Gründe, warum Objekte angenommen werden. Dieses komplexe Problem der Sammlungs-genese erklärte *Sobik* am Beispiel des Freilichtmuseums Hessenpark. Die Arbeit an Sammlungskonzepten als zentrale Strategie zum Umgang mit diesem Problem wurde anschließend diskutiert.

Einen objektbiografischen Zugang wählte *Markus Rodenberg* (Bad Windsheim) mit seinem Beitrag „Fortschritt, Anachronismus, Nostalgie...? Die zeitliche Dimension

eines Museumsexponats am Beispiel des Sägefahrzeugs ‚Opel Blitz‘. Der Kleinlastwagen aus dem Jahre 1937/38 wurde dem Fränkischen Freilichtmuseum 2020 aus Familienbesitz übergeben. Da seine Nutzungsgeschichte gut dokumentiert sei, könnten die Museumsmitarbeiter:innen hieran seinen facettenreichen Gebrauch über verschiedene Zeiten vermitteln. Gleichfalls wurde das Fahrzeug bereits in den letzten Jahren seiner Nutzung bereits als Oldtimer eingestuft, der im Museumskontext zusätzlich betont werde. Hieran spiegelten sich verschiedene Zeitbezüge wie Nostalgie oder der Wunsch nach Entschleunigung beim Publikum.

*Eike Lossin* (Cloppenburg) thematisierte mit seinem Vortrag „Das Erbe der Familie S. Ein Reihenhausinventar als Materialisierung von Alltagskultur im biografischen Kontext“ einen besonderen Erbfall für das Museumsdorf Cloppenburg. Das Museum hatte 2017 den vollständigen Haushalt eines kinderlosen Ehepaares geerbt und konnte aus Dokumenten und Objekten große Teile des Lebens und der Geschichte der Ehepartner rekonstruieren. Für Lossin stellt das Inventar eine Zeitmaschine bzw. -kapsel dar, die an Themen wie das bürgerliche Leben in einer Kleinstadt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, aber auch an Flucht- und Migrationserfahrungen nach dem Zweiten Weltkrieg anknüpfe. Besonders wurden aber auch die Lücken diskutiert, die der Haushalt für die Dokumentation aufweist.

Den letzten Beitrag im Panel „Verborgene Dinge – Zeitkapseln als museale Herausforderung“ präsentierte *Thomas Kühn* (Hagenow). *Kühn* sprach über die Entdeckung einer Zeitkapsel in einem ehemaligen Fotoatelier in Hagenow: Eingemauert in einer Wand fanden sich zahlreiche Glasnegative mit Atelieraufnahmen von Wehrmachtssoldaten, SS- und SA-Angehörigen sowie von Soldaten der Roten Armee. Scheinbar wurden die Bilder versteckt, um sie vor der Vernichtung zu schützen. Für die Neuentdeckung der Fotografien, besonders aber ihre Aufarbeitung und Ausstellung sei der Systembruch nach 1989 von Nöten gewesen. Besondere Herausforderungen der musealen Arbeit stellten dabei die Kontextualisierung und Neuinterpretation dar.

Der dritte Kongresstag fand mit dem Workshop „Unzeitgemäß?! Immaterielles Kulturerbe und regionale Kulturarbeit“ seinen Abschluss. Hier verbanden sich Impulsvorträge mit einem Roundtable über die fachliche Arbeit im regionalen Kontext. *Helmut Groschwitz* (München) begann mit einer kurzen Einleitung, in der er die Rolle von Fachvertreter:innen und Institutionen als ‚cultural brokers‘ in regionalen Kontexten betonte. Im Anschluss fragte er in seinem Impulsvortrag „Zeitgemäßes und Zukunftspunkte in immateriellem Kulturerbe“, welche Werte und welches Wissen aus der Vergangenheit zukunftsfähig sein könnten. *Groschwitz* brachte dabei einige grundlegende Problematiken des Kulturerbe-Konzeptes an, die das Arbeitsfeld abstecken. Er unterschied zwei Seinszustände, in der Kulturerbe stehen könne – in der Aktivphase oder in der verborgenen Phase. Vom Schutz oder Erhalt von Kulturerbe zu sprechen sei dabei weiterhin keine gelungene Übersetzung des UNESCO-Begriffs ‚safeguarding‘. Kulturerbe sei schließlich kein Wert an sich, denke man an Debatten um ‚contested heritage‘.

Darauf folgte *Dagmar Hänel* (Bonn) mit dem Impulsvortrag „Perspektive Zukunft – Logiken und Ansprüche von Trägergruppen, Politik und Wissenschaft im Diskurs um Immaterielles Kulturerbe“. Am Beispiel des Umgangs mit Immateriellem Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen zeigte *Hänel* eine Diskrepanz auf: Einerseits nutzt das Bundesland

Kulturerbe, um ein positives Selbstbild zu zeichnen; andererseits ist es unterrepräsentiert im Inventar zum Immateriellen Kulturerbe. *Hänel* formulierte dazu drei Thesen: Die Diskrepanz sei zunächst durch die Spezifik des Bewerbungsverfahrens bedingt, welches Akteur:innen besondere Deutungshoheit zuweist, aber nicht für alle gleich zugänglich ist. Außerdem verschiebe die „aktuelle Transformation“, die *Hänel* aber nicht weiter benannte, die Bedeutung des Kulturerbes hin zur Stärkung von Verlustdiskursen. Schließlich gebe es einen mangelnden Austausch von Wissenschaft und Gesellschaft in diesem Bereich. Immaterielles Kulturerbe sei kein zeitloses Kulturgut, sondern ein Symptom gesellschaftlichen Wandels.

Den letzten Impulsvortrag „Neuverhandlungen von volkskundlichem Wissen. Das Beispiel des „Heimatmobil““ hielt *Florian Schwemin* (Regensburg). Orientiert an der ‚public anthropology‘ hat die Kultur- und Heimatpflege des Bezirks Oberpfalz einen Weg gesucht, um volkskundliches Wissen umzusetzen. Mit dem Konzept versuche man, einen offenen und zukunftsfähigen Heimatbegriff zu diskutieren. Das „Heimatmobil“ sei eine Möglichkeit, um partizipativ, flexibel und dezentral Wissen über Kultur zu vermitteln, zugleich aber das Verhältnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nicht festzuschreiben. Kulturerbe solle hier nicht essenzialisiert, sondern ausdiskutiert werden.

Den Impulsen folgte der Roundtable mit *Christine Aka* (Cloppenburg), *Tobias Appl* (Regensburg), *Inge Gotzmann* (Bonn) und *Annette Schneider-Reinhardt* (Bonn). Die Teilnehmenden diskutierten Fragen des Engagements um Kultur und Kulturerbe aus Perspektive der Empirischen Kulturwissenschaft und führten dabei Ansätze der Impulsvorträge weiter. In der Folge wurde die Diskussion für das Publikum geöffnet. Durch die verschiedenen Positionen und Verortungen wurde klar, dass sich das Bewusstsein darüber, welches Kulturgut verloren werden könne und welches zu erhalten lohne, regional stark unterscheidet. Ökonomische Unterschiede zwischen Nord und Süd sowie Ost und West bildeten sich hier ebenso ab wie heimatpflegerische Arbeit wichtiger werde, wenn sich die öffentlich-rechtliche Verwaltung zurückziehe. Da auch die wissenschaftliche und bürokratische Arbeit an Projekten rund um Kulturerbe immer komplexer wird, war auch die Beziehung von Professionalisierung und ehrenamtlichem Engagement ein Thema. Beispielsweise sei es eine nicht zu vernachlässigende Aufgabe, zwischen den Logiken und Sprachen der ehrenamtlichen Akteur:innen vor Ort und denen der Wissenschaft und Verwaltung zu übersetzen. Als Kulturerbe würden oft Themen wieder relevant, die im Fach zuvor als veraltet galten. Traditionen würden hier besonders fokussiert. Zu klären sei aber, wie diese in die Zukunft überführt und genutzt werden könnten und welche Erwartungshaltungen und Motivationen die Menschen hätten. Zu hinterfragen sei aber auch, wie aussagekräftig hier Kulturerbetitel und -listen wirklich sind.

Der letzte Kongresstag widmete sich neben dem Zusammenhang von „Sprechen und Zeitlichkeit“ und „zeitlichen Ordnungsstrukturen in ländlichen und häuslichen Ökonomien“ sinnfällig „Endspielen. Vom Aufhören in der Kultur(wissenschaft)“. *Sonja Windmüller* und *Christine Bischoff* (beide Kiel) regten darin an, gerade wegen der verbreiteten Tendenz, Prozesse und Transformationen zu untersuchen, deren Endpunkte in den Blick zu nehmen.

*Norbert Fischer* (Hamburg) beschäftigte sich in seinem Vortrag „Letzte Ausfahrt: Das Meer als Bestattungsort“ mit der Seebestattung als einer Form regionalisierter (mariti-

mer) Sepulkalkultur, die an Attraktivität gewinne. Das Meer sei ein bisher unerforschter Bestattungsort und zunächst als territorial losgelöst zu lokalisieren, die Beerdigung als eine Auflösung zu beschreiben. In dieser Auflösung ebenso wie in der Überfahrt fänden sich offenkundig (ältere) naturromantische Motive, zugleich solle der Trend aber auch als Instanz der Verflüssigung nachbürgerlich-sakraler Lebenswelten gedacht werden.

*Miltiadis Zerpoulis* (Dortmund) schloß seinen Vortrag hier zwar nicht direkt an, jedoch war seine Auseinandersetzung mit der Materialität dessen, was Menschen nach ihrem Tod hinterlassen, an der gleichen Zäsur orientiert. Er untersuchte das Ende einer Wohnungseinrichtung: Diese fand er – in der entsprechenden Unordnung – vor einem Haus in Thessaloniki. Er kannte sowohl die Verstorbene als auch ihre Möbel und weitere Gegenstände aus Gesprächen im Rahmen einer Ethnografie des Viertels Kato Toumba, das in der Zwischenkriegszeit für christliche Geflüchtete aus Kleinasien akquiriert worden war. Mit dem Lebensende würden Möbel ausgelagert und schienen ihre Bedeutung zu verlieren. Zerpoulis ging der Frage nach, wie sich (Wissens-)Ordnungen verändern und was in einem autoethnografischen Sinne die Konfrontation mit der ungeordneten Sturzlage des vormals bekannten Materials mit dem Forscher mache.

Während das Lebensende im vorgenannten Beitrag zu Unordnung und potenziellem Bedeutungsverlust von Dingen führen kann, schlug *Beatrice Tobler* (Luzern) eine Perspektive auf die bewusste Abgabe von Dingen an Museen vor, die sie vom Erbstück zum Kulturerbe werden lassen. Sie exemplifizierte dies anhand der Objekt- und Besitzgeschichte eines Plattenspielers, der im Schweizer Lötschental für Vergnügungsveranstaltungen der jungen Talbevölkerung zentral war.

*Christine Bischoff* (Kiel) widmete sich religiösen Konversionen, indem sie dem Austritt als Eintritt nachging. Unter Rückgriff auf Hartmut Rosa interpretierte sie Konversion als ein zeitliches Projekt, das sich im Lebenslauf vollziehe. Konversionen seien (ggf. ambivalente) Identitätsprojekte, die jedoch häufig als ungestörte Entwicklung erzählt würden. Während für Individuen Konversionserzählungen von großer Bedeutung seien, stellten sie für die Gemeinden, aus denen der Austritt erfolge, oft nur einen akribisch dokumentierten Verwaltungsakt dar. Für die Gemeinden, in die der Eintritt erfolge, sei die Konversion dagegen mit dem Akt des Beitritts bereits beendet.

Mit der Diskussion von vielfältigen Endpunkten in der Wissenschaft beschloss *Sonja Windmüller* (Kiel) das Panel. Fragen nach der Zeit als forschungspraktischer Ressource oder dem (vorläufigen, überfälligen, vorschnellen) Abschied von konzeptionellen oder fachpolitischen Positionen wurden in der Kongressbilanz wieder aufgegriffen.

*Markus Tauschek* (Freiburg) bat unter der Frage „Was bleibt?“ *Elisabeth Timm* (Münster), *Johanna Rolshoven* (Graz) und *Maximilian Jablonowski* (Zürich) um rückblickende Einschätzungen des Kongresses ebenso wie um Ausblicke auf künftige Themen und Problemstellungen.

*Jablonowski* führte ein Gedankenexperiment über die Auseinandersetzungen eines dgv-Kongresses zum aktuellen Thema vor 20 bis 30 Jahren: Wohl hätte Historizität als Kategorie im Sinne einer *longue durée* eine bedeutende Rolle gespielt; 2022 werde Zeit nicht vorrangig als Vergangenheit gedacht, sondern mit einem Schwergewicht auf (heterogener) Gegenwartsdiagnostik und Zukunftsorientierung. Dass das Fach immer auch ein Vergangenheitsproduzent war und ist und deshalb gut daran tue, seine Zeit-

achsen zu perspektivieren, betonte *Rolshoven*. Seine Kompetenz in Zeit-Fragen liege darin, dass es in besonderer Weise in der Lage sei, „querzudenken“ und so auch Kontingenz als Kerndimension von Temporalität effektiv zu bearbeiten. Dazu gehöre auch die Untersuchung zeitökonomischen Denkens sowie subversiver Zeitpraktiken. Ebenso als thematisch erweiternde Anregung ist *Timms* Diagnose zu verstehen, dass das Fach tendenziell eine Selbstbespiegelung in soziophilen Gegenwarts-Feldern vornehme und historische Zugänge rar seien. Charakteristisch für das Fach sei zudem ein methodisch-thematisches Sowohl-als-Auch historischen und ethnografischen Forschens. *Tauschek* sah diese grundlegende Frage als diskussionswürdig, z. B. innerhalb des Programms der nächsten Hochschultagung. *Daniel Drascek* habe in seinem Eröffnungsvortrag bereits anekdotisch auf den sechs Tage dauernden 23. dgv-Kongress gegenüber der heutigen Schnelllebigkeit des Wissenschaftsbetriebs hingewiesen. *Rolshovens* abschließende Einschätzung von Zeit als einer bestimmenden und zugleich höchst prekären Ressource von gelingender Wissenschaft, Zeit zum Denken und Nachdenken, wird das Fach sicher auch auf lange Sicht und mit einiger Dringlichkeit beschäftigen.

Aus Dresdner Perspektive bleibt schließlich der Hinweis auf die geringe Zahl von Fachvertreter:innen aus Ostdeutschland und ebenso von entsprechend zu verortenden Themen oder Untersuchungsgegenständen.

Sönke Friedreich, Dresden  
Marsina Noll, Dresden  
Nick Wetschel, Dresden  
Oliver Wurzbacher, Dresden